

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Um den Namen**

**Roberts, Alexander**

**Leipzig, 1901**

Vierzehntes Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-160432](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-160432)

„Ich bitte mir aus, Adolf, daß du solche Scherze lässest!“  
brauste er auf.

„Nun, nun, was wäre dabei? Unser Name ist doch so  
sehr hübsch nicht . . . mir ist er längst gut genug — auch  
wird ihn mein Eß-Aspirator herausreißen — aber du . . .“

„Laß das!“ drohte Walter.

Adolf aber ließ nicht nach: „Ich meine, du könntest wohl  
einen hübscheren Namen gebrauchen. Wir wären dir nicht  
böse; Tante höchstens, für die es keinen schöneren Klang auf  
der Welt giebt, als unsern Namen. Geschmacksache! Ich  
meine, du könntest nichts Geheiteres thun, als umfatten.  
Übrigens machst du sie alle dort glücklich damit. Du kennst  
die Weiber noch nicht. Glaubst du, daß man dir Ruhe lassen  
wird, so lange der Name zu haben ist?“

„Ein- für allemal, laß den Unsinn!“

Und Walther gab sich ungeheure Mühe, recht aufgebracht  
zu scheinen. Er sog sich selbst vor, daß er es sei, als er die  
Treppe hinunterstieg. Doch aus dem Klirren seiner Sporen  
Klang schon wieder die ehrwürdige Jahreszahl 1295.

## Vierzehntes Kapitel.

### Marm.

Olga von Samlingen hatte am Morgen im Comptoir  
die Nichtablieferung einer fälligen Kolorierung entschuldigen  
lassen: ihr Vater sei seit gestern erkrankt.

Herr Belzig war beim Dejeuner mit einem Kopf voll  
Geschäftsjorgen erschienen, und so kam es, daß er die Nach-  
richt von der Erkrankung erst beim zweiten Gange in die  
Unterhaltung hineinwarf.

„Krank? O!“ rief Frau Belzig kurz aufsehend. Das  
war wohl nur erst der Ausdruck eines rein äußerlichen, zwo

freuten Bedauerns, den uns die stereotype Wohlerzogenheit auf die Lippen drängt.

Melitta fiel gleichfalls mit einem „O!“ ein. Eß, der mit zu Tisch war, horchte teilnehmend auf.

„Woher weißt du? — Es ist doch nicht schlimm?“ fragte Frau Belzig gleich hinterher. Dies konnte eher schon einen Klang aus dem Herzen, ein Stük wirklicher Teilnahme bedeuten.

„Die Kleine ließ es heute Morgen im Comptoir vermelden; seit gestern hat er sich gelegt.“

Frau Belzig lehnte Gabel und Messer mit einem leichten Nachdruck gegen den Rand des Tellers.

„Wie du bist, Belzig! Heute Morgen? — Und seit gestern ist er krank! Warum hast du uns das nicht eher mitteilen können?“

Sie ließ die Hände auffällig vom Tische herab in den Schoß sinken, um ihr Erstaunen über seine Nachlässigkeit zu betätigen. Dies war der volle Alarm: wenn der Freiherr stirbt, so haben wir, die wir auf seinen Namen lauern, die wir bereits darauf Beschlag gelegt zu haben glauben, einfach das Nachsehen!

„Ich werde hingehen und mich erkundigen,“ beschwichtigte Melitta mit einer gewissen Hast. „Ich wollte Walthers ein Stük bis nach dem Königsplatz begleiten; ich werde statt dessen hingehen. Es wird wohl nicht so schlimm sein!“

Frau Belzig schien das nicht gehört zu haben. „Friedrich!“ rief sie aufgeregt.

Friedrich, der hinter ihr gestanden, glitt mit einem tonlosen „Gnädige Frau!“ an ihre Seite.

„Lassen Sie gleich nach Tische anspringen! — Ich werde selbst nachsehen; man darf das arme Ding, die Olga, doch nicht im Stiche lassen!“

Gleich aber sagte sie sich, daß die andern nichts von ihrer geheimnen Sorge merken: „Olga ist zwar sonst ein resolutes Ding . . .“

„Ich dachte, du hättest heute deine Bazarſitzung,“ war Herr Belzig ohne jede Abſicht ein.

„Ah ja!“ Sie hatte das vergeſſen. „Nun, es iſt ja nur ein Moment! Ich mache nur den Umweg!“

„Ich begleite dich, Mama!“

„Wie du wiſt, mein Kind. Wenn Sie ihr Umland geben, Waltherr! Nun, ich dächte aber, ein Spaziergang thäte dir beſſer. Ich werde allein fahren.“

Noch ein heuchleriſches Lächeln der Zärtlichkeit ſchenkte ſie dem Paar; dann richtete ſie mit einem ſichtlichen Zwange das Geſpräch auf ein anderes, gleichgültiges Thema.

Doch die Nachricht von der Erkrankung des Freiherrn ſchlich wie ein Schatten durch das Geſpräch. Herr Belzig war ein wenig verdunkelt geworden: welch ein Weſen ſeine Frau aus der einfachen Erkrankung zu machen inſtande wäre; nun, er pflegte über ſolche Dinge nicht tiefer nachzudenken, und ſein zerſtreutes Kopfschütteln, welches das Unbegreifliche eben unbegreiflich ließ, glitt über den Fall hinweg.

Aber Frau Belzigs Tochter? — Melitta fiel es ſchwer, die Unbefangenheit aufrecht zu halten. Sie hatte ſich ſo erſchreckt über ſich ſelbſt — nicht einmal erſchreckt über die Krankheit! Wie ein Blitz hatte es ihre Seele geſtreift. Das iſt ein Leben in Gefahr, das Leben eines Freundes, des beſten ſympathiſchſten Menſchen, und man bekommt eine Gier, ihn am Mantel feſtzuhalten, daß er nicht entwiſcht — nicht des Menſchen wegen, nein, des Mantels wegen! Es ſchanderte ſie: Heiliger Gott! wie iſt das häßlich! Bin ich denn ſolch ein Ungeheuer?

Und Frau Belzigs Schwiegerſohn? Mit einer betäubenden Deutlichkeit waren gewiſſe Gedanken vor ihm aufgezuht: — wenn das eintritt, wenn der Freiherr ſtirbt — dann iſt ja jene Sache am einfachſten erledigt; dann hört der Alp auf; dann giebt es keine Verſuchung mehr; dann brauche ich nicht Ja! und nicht Nein! zu ſagen; dann geſchieht meinem Namen kein Unrecht; dann habe ich nichts zu bereuen; dann

mache ich mich nicht lächerlich; dann ist auf einmal der Schatten, der sich zwischen mich und sie stellt, verweht — ja, es ist die einfachste Erledigung . . .“

Frau Belzig war nach ein paar Stunden zurückgelehrt. Sie hatte die Komiteesitzung aufgegeben. Das wollte viel sagen; denn sie hätte dort einen Nachmittag über in der Gesellschaft von einigen Excellenzen, einigen wirklichen und unwirklichen Geheimrätinnen und ein paar Damen aus der höheren aristokratischen Luftschicht, die sogar an den Hof heranreichte, über das Wohl von einem Dutzend frischbelehrtter Heidenseelen zu beraten gehabt. Aber der Krankheitsfall drängte alles andere beiseite.

Es ginge schlecht, sehr schlecht! Es wäre alles zu besorgen! Sie vergaß im ersten Augenblick, ihre Aufregung zu verbergen. Als wenn es sich um eins der Ihren gehandelt, so mächtig war sie erregt.

Es wäre irgend etwas hier in der Brust nicht in Ordnung; aber man mußte erst den Medizinalrat hören. Sie hatte fast zwei Stunden damit verbracht, den Freiherrn mit seinem „je . . . je . . . je . . .“ das jetzt so matt klang, zu bereden, daß ihr Medizinalrat herbeigezogen würde. Der Kranke wollte nichts davon wissen, seinen biederen alten Oberstabsarzt, einen a. D. wie er, der sich so aufopfernd die Mühe gab, die vier Treppen hinanzukriechen, mit seiner wankenden Hand nach dem Puls zu fühlen und ein Rezept nach dem andern hinzukritzeln, durch einen dieser hochtrabenden modernen Besserwisser mit ihren erschreckenden Honoraren ins zweite Glied zu rücken. Dann war sie selbst nach der Behrenstraße zu ihrem Medizinalrat geeilt und hatte in dem fürstlich ausgestatteten Wartezimmer fast eine halbe Stunde gewartet, um persönlich den kostbaren Mann um die große Gnade eines sofortigen Besuches bei dem Kranken anzuflehen.

Darauf zu den Diakonissinnen! Hier hatte sie Glück gehabt; Schwester Semina war eben von einem Sterbebett zurückgekehrt, wo sie vier Tage und Nächte ununterbrochen ge-

wacht. Schwester Femina, eine Komtesse N., war in allen aristokratischen Krankenzustuben besonders beliebt; eine zarte Gestalt mit wachsgelbem Teint und verblästen Augen, von puppenhafter Sauberkeit; sie schlief nie und sprach nichts; den Gegenständen, die sie berührte, schien sie vollkommene Klang- und Geräuschlosigkeit anzuzaubern.

Der Medizinalrat hatte Nachricht über den Zustand des Kranken versprochen; doch die Nachricht kam nicht. Frau Belzig hielt es nicht mehr aus: diese Angst um den Namen, den ihr der Tod mit höhnischem Grinsen zu entreißen drohte, und die qualvolle Heuchelei, die Angst zu verbergen! Heimlich noch spät am Abend, da sie Gesellschaft hatten, sandte sie Friedrich nach der Derfflingerstraße. Der Kranke schlief, berichtete der zurückkehrende Diener; die Schwester Diafonissin wäre da — der Assistent des Herrn Medizinalrats hätte vor einer Stunde seinen Besuch gemacht — das Fräulein arbeitete.

„Vor einer Stunde erst? Nicht möglich! — und nicht der Herr Medizinalrat selbst?“

Frau Belzig war sehr aufgebracht über die Unzuverlässigkeit des Medizinalrats. Aber es ist nichts dagegen zu machen; man darf es mit dem hohen Herrn nicht verderben, und man muß sich geduldig in sein Belieben fügen. Übrigens, wenn es wirklich not thut, ist er als Ketter ja doch zur Stelle.

Und ihre Gedanken verließen nicht mehr den vierten Stock in der Derfflinger Straße, während sie lachte und plauderte und mit anscheinender Begeisterung dem Spiel eines bekannten Pianisten lauschte, der zu Gast war.

\* \* \*

Vor dem „Goldnen Stiefel“ in der Derfflingerstraße hielt ein eleganter Doktorwagen — der Medizinalrat! Gott sei Dank!

Frau Belzig war in dem nassen Schneeschlamme, jetzt um die elfte Morgenstunde, zu Fuß hingeeilt; daheim brauchten sie nichts von dem Gang zu wissen.

Auf der Treppe begegnete ihr der Assistent.

„Wie geht's denn dort oben, Herr Doktor?“ rief sie hochnehmend dem herabeilenden Arzt entgegen.

„Ah Sie, gnädige Frau!“ warf er in seiner breiten ostpreussischen Aussprache hin. Er hatte sie offenbar noch nicht erkannt; nur dieses sonoren Alts erinnerte er sich; auch blieb es bei dem halbausgeführten Versuch, den tief im Nacken des rauhen, schwarzen Kopfes sitzenden künstlermäßigen Mundhut zu lösten.

„Sie sind verwandt mit Herrn Gamlingen?“

Er gehörte dem scharfen Fortschritt an und suchte etwas darin, das „von“ und das „Baron“ und dergleichen mittelalterlichen Firtlesanz einfach von dem Namen des Patienten zu streichen; später, wenn er etabliert wäre, würde er auch die Titel herauschneiden!

Ohne die Antwort abzuwarten, ließ er zwei wunder schöne, tollkühnende lateinische Namen durch den Treppenflur erschallen, hob die breiten, flachen Schultern und senkte das Stachelgesicht fast wagerecht auf die eine Schulter: „Man muß abwarten — Herr Gamlingen ist kein Jüngling mehr!“

So stand es! Das war deutlich genug! Der Kranke war also nicht zu retten! — Also der Name fort — verloren, vernichtet! Es war zu spät!

Sie fühlte eine plötzliche Schwäche in den Knien, als sie weiter hinauffstieg, und sie mußte auf dem Absatz des dritten Stockes anhalten. Eine gewaltige Blutwelle flutete ihr zum Kopf; sie fühlte das Erniedrigende ihres Beginmens.

Wie ein flüchtiger Traum stand die Geschichte eines Prozesses vor ihr, die sie vor vielen Jahren gelesen. Eine Erbschleicherei, wie ein Weib das Sterbelager eines alten Mannes viele Tage und Nächte belagert, um ein paar elender Banknoten willen. . . Ist sie nicht selbst eine solche Verbrecherin? Zwar nur ein Name, ein Hauch — ein Nichts — aber dies Nichts wiegt für sie den Inhalt eines Geldschrankes auf — Ist sie nicht gekommen, um diesen Namen zu — erschleichen? Das ist das richtige Wort! Eine ungeheure Scham besiel sie.

Sie legte eben die Hand auf die abgegriffene Geländerlehne, um weiter zu steigen; doch die Hand zuckte zurück: ich darf nicht hinauf! ich will nicht so dort erscheinen!

Und eine Furcht ergriff sie vor den großen blauen Kinderaugen Olgas und vor den stillen verbläuten Dunderaugen Schwester Jeminas, als wenn diese sofort erkennen würden, weshalb sie käme.

Sie wollte umwenden und wieder hinabsteigen; man würde ihr Kommen und Gehen nicht bemerkt haben — da tönte das Klirren von Sporen die Treppe herauf. Ihr Schwiegersohn! — Welch eine Überraschung!

Nun, sehr einfach: er wollte, ehe er sich in den Dienst begab, den kleinen Umweg nicht scheuen, um sich nach dem Befinden des Oberstleutnants zu erkundigen und seiner Schwiegermama am Mittag zu berichten. Eine Liebeshöflichkeit, die bei ihm fast selbstverständlich war und gar nichts Auffallendes hatte.

Aber wie sie seine hohe Gestalt ruckweise auf den Stufen vor sich aufsteigen sah, durchfuhr sie ein schneller Gedanke: kommt — kommt er auch deswegen?!

Doch nur ein Blick in sein offenes Antlitz, nur der Klang seiner sympathischen Stimme, und gleich scheuchte sie den Gedanken fort.

„Haben Sie Nachricht? — Kommen Sie oder gehen Sie liebe Schwiegermama?“

„Ich wollte eben hinauf, mich zu erkundigen,“ stammelte sie, noch ganz überrascht. „Der Arzt, den ich eben traf, scheint durchaus nicht zufrieden.“

Der Hauptmann war stehengeblieben und sah sie besträubt an. Es war wirklich nur der ehrlichste aufrichtigste Ausdrucksinniger Theilnahme, nichts weiter!

Aber gerade dieser Ausdruck war es, der von neuem den Dämon in ihr erweckte: wenn es dennoch nicht zu spät wäre! Wenn der Zufall dieses Zusammentreffens ein Fingerzeig



wäre, daß dennoch alles versucht werden müßte, den Namen zu retten! Was ließ sich vielleicht nicht durch Mitleid und Teilnahme und die Gunst der Stunde erreichen . .

Und sie stiegen gemeinsam die Treppe hinan.

### Fünfzehntes Kapitel.

#### Herr von Stachvogel.

Wie war doch alles geschehen?

Er hatte nicht mit eintreten und nur an der Thür nachfragen wollen, wie es stehe; aber seine Schwiegermutter hat ihn, „einen Moment“ zu warten, sie käme selbst gleich wieder mit.

Der Kranke lag in der großen Stube. Man hatte ihn auf Geheiß des Doktors aus dem dumpfen Alkoven nach dem luftigen Raum herübergebettet. Während Frau Belzig dort eintrat, um selbst nach dem Kranken zu sehen, war Eß in der Nebenstube am Fenster stehengeblieben und schaute in das Schneegeföbber hinaus.

Er hörte von der nahen Küche her Olgas trippelnden Schritt und die vorsichtige Hantierung mit den Geschirren. Aus der halbgeöffnieten Thür des Krankenzimmers kamen unregelmäßig an- und abschwellende Atemzüge, dazu ein unterbrochenes Flüstern.

Frau Belzigs kräftige Stimme hatte Mühe, sich mit dem Zwang des Flüstertones abzufinden. Walthers unterschied einzelne Worte; es war von Olga die Rede. Gewiß eine Andeutung, daß der Kranke sich des Kindes wegen keine Sorgen machen solle. Wieder wurde es still — dann war es Walthers, als käme sein eigener Name von dort hergehuscht.

Sein Name! Was bedeutet sein Name dort? Er hatte zuerst nicht den geringsten Verdacht, daß es das wäre und daß es sich darum handelte!